

Dem Gelöbnisse treu.

---



erspähte ein heimatlos umherstreichendes Bienenvölkchen, kroch in die Oeffnung und ließ sich in dem stillen Heim, daß einem kleinen Kaffernkraal auf ein Haar glück, häuslich nieder.

Bruder Alpius aber, der Reichenauer Schmied, betrachtete von seiner Werkstätte aus mit wachsendem Interesse das interessante Schauspiel und fand bald einige Honigwaben in dem seltsamen Topf. Das zündete; fortan war er Feuer und Flamme für seine braven, fleißigen Jöglinge! Er schleppte eine alte Holzkiste herbei, stülpte sie über den massiven Bienenkorb, und die zweite Etage des neuen Bienenheimes war fertig. Bald dehnte der eifrige Bienenvater seine Sorge auf alle umherirrenden süßen Waisenkinder aus und holte sich eigenhändig aus allen Richtungen der Windrose seine lieben Völker herbei.

Schlug zuweilen auch ein Anschlag fehl, so tat das der Liebe und dem rastlosen Tatendrang unseres braven

ganzen Bienenstand zwar nicht auf seinen Rücken, wohl aber auf den Steinwagen und setzte ihn genau an derselben Stelle nieder, wo in illo tempore der originelle Honigtopf gestanden hatte.

Nun ging es an die innere Ausstaffierung des improvisierten Bienenpalastes, wobei dem Zmker der alte Bruder Joachim mit Rat und Tat zur Seite stand.

Eine Scheidewand trennte den Raum in zwei Hälften. Die größere, ringsum von Holzplanen geschützt, bildete das Laboratorium der Honigfabrikanten. Die kleinere war nach Sonnenaufgang offen und für die Fluglöcher bestimmt. Diesen schattigen Vorplatz umfriedigte eine hohe Flechtwand von Korbweiden, damit die unaufhörlich aus- und einziehende geflügelte Arbeiterschär an stürmischen Tagen vor Beginn ihres wichtigen Geschäftes in und außerhalb der Zellen ein stilles Ruheplätzchen habe. Im Inneren baute man nach und nach zwei Reihen regelrechter Bienenstöcke auf nach dem bekannten praktisch einfachen

System des großen Bienenfreundes v. Warleppsch. Neben gewöhnlichen Kistenbrettern verwandte man zu den Bienenkästen mit Vorliebe das geruchlose und harzfreie Gelbholz, welches zu diesem Zwecke brauchbarer ist, als europäische oder Nadelhölzer. Wegen der hiesigen Winterkälte mußten die Brut- und Honigräume etwas massiver hergestellt werden als in Mariannhill und anderen wärmeren Stationen.

Seit 1902 gab es also in Reichenau zwei übereinanderstehende Reihen Bienenstöcke; das macht zusammen eine ganz ansehnliche Honigfabrik, und eine Etage nach der andern füllte sich langsam im Laufe der nächsten Sommer mit fleißigen Arbeiterinnen, Waben, Zellen und Honig. Gegenwärtig sind 9 Völker, darunter 6 sehr starke und lebens-

lustige, an der Arbeit. Sämtliche Völker haben eine kräftige, noch kein Jahr alte Königin. Außerdem sind zwei starke Weisel- oder Königinnenzuchten eingerichtet. Und alle diese geflügelten Völker summen und wohnen weit friedlicher unter einem Dach, als die zivilisierten Nationen Europas in ihren großen Stätten.

An das ehemals mobile Bienenhaus ist längst eine kleine Extra-Werkstatt als Arbeitswinkel für den Zmker angebaut. Freilich ist es nur ein kleiner Notraum von wenigen Quadratfuß, aber mit den ephemerumrankten Wänden und den vielen geschäftigen Bienen mitten im blühenden Obstbaumgarten hat diese primitive Honigfabrik ihren eigenen idyllischen Reiz.

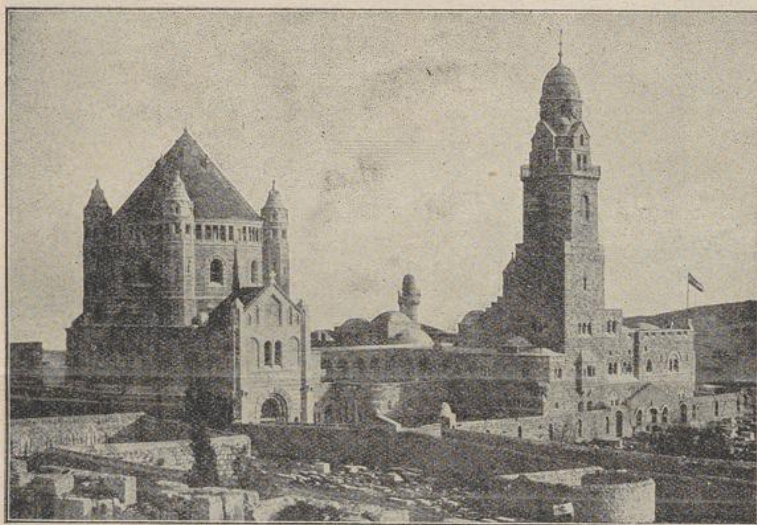
(Schluß folgt.)

## Dem Gelöbniße treu.

6. Kapitel.

P. Ignatius.

Im nächsten Augenblick kommt aus dem Gebüsch heraus ein schöner, langhaariger Hund und wirft sich, vor Freude bellend, zu unseren Füßen nieder. Ihm folgt, mit einem langen Stabe in der Hand, ein ehrwürdiger, hochbetagter Missionär. „Gott sei Dank!“



Die Kirche „Maria Heimgang“ in Jerusalem.

Schlöthotel Berlin 68.

Zmkers keinerlei Eintrag. Auch der Schreiber dieser Zeilen schloß sich am St. Bernadusfeste 1899, mit Leiter und Fangkiste bewaffnet, dem Bienenvater auf einem Feldzuge an. Br. Alpius hatte nämlich gehört, es befände sich irgendwo auf dem eine starke Wegstunde von Reichenau entfernten Mahaquaberge in einem hohlen Baumstamm ein Bienenschwarm. Den mußte er natürlich haben. Nicht ohne Strapazen, doch stark in der Hoffnung, erreichten wir die Fangstelle. Wir fanden zwar den Baum, doch keine Honigbienen; Leiter und Kiste erwiesen sich also als reine Luxusartikel. Vielleicht war es eine gerechte Strafe des Himmels, daß wir uns am Feste des „honigsliebenden Lehrers“ hatten von einem Gelüsten nach irdischem Waldhonig anwandeln lassen.

Trotz mancher Mißerfolge brachte es der Reichenauer Zmker schon im Jahre 1900 zu einem regelrechten Bienenhause. Es bestand aus einheimischen Sneeewoodpfosten, Gelbholzschwarten und alten Wagenteilen, und war mit solidem Strohdach überwölbt. Der Bau wurde im Pfirsichgarten, der Frühlingsweide der Bienen, aufgestellt, etwa dreihundert Schritte von der Schmiede entfernt. Weil aber der Weg dorthin dem vielbeschäftigten Bruder auf die Dauer zu weit war, so lud er den



rief er bei unserem Anblicke aus, „daß ich euch doch noch gefunden. Ich suchte euch geraume Zeit, denn mein treuer Hund hatte euch schon lange gewittert. Guter Gott, wie jung ihr seid! O meine armen Kinder, was müßt ihr bei diesem Unwetter gelitten haben! Hier habe ich ein Bärenfell mitgebracht; es ist für die junge Frau. Auch habe ich in meiner Kürbisflasche etwas stärkenden Wein. Gelobt sei der Herr, denn seine Barmherzigkeit gehet über all seine Werke und währet in Ewigkeit!“

Meiha lag zu den Füßen des Missionärs. „Mein Vater,“ sagte sie, „ich bin eine Christin, und der Himmel hat dich gesandt, mich zu retten!“

„Meine Tochter,“ entgegnete liebevoll der Greis, indem er Meiha aufzustehen gebot, „wir läuten einem uralten Gebrauche gemäß die Missionsglocke des Nachts und während eines Gewittersturms, denn so tun seit Jahrhunderten unsere Brüder auf den Alpen und am Libanon; auch haben wir unsere Hunde abgerichtet, verirrete Wanderer aufzusuchen.“

Ich aber, der Heide, stand offenen Mundes da und starrte den Missionär an. Solche Nächstenliebe war mir fremd und überstieg weit meine Begriffe. Der Greis aber, von dem ich kein Auge abwenden konnte, war stark und hochgewachsen, sein langer Bart war schneeweiß, Hände und Füße waren ihm stellenweise von den spitzen Dornen wund gerissen, und auch sein langes, schlichtes Kleid hatte mehrere Risse.

„Guter Greis,“ rief ich endlich aus, „welch starkes Herz schlägt doch in deiner Brust! Hast du dich bei solchem Unwetter nicht gefürchtet?“

„Gefürchtet?“ fragte der gute Vater mit Wärme, „ich sollte mich fürchten, wenn Menschen in Gefahr sind und ich ihnen nützen kann? — Da wäre ich fürwahr ein sehr unwürdiger Diener unseres Herrn und Meisters Jesus Christus.“

„Aber bedenke, ich bin kein Christ.“

„Junger Mensch,“ entgegnete der Missionär,

habe ich etwa nach deiner Religion gefragt? Christus hat nicht gesagt: „Mein Blut wird diesen waschen, jenen aber nicht. Er starb für alle, und sah in allen Menschen seine Brüder. Was ich heute für euch tue, ist ganz unbedeutend und kaum der Erwähnung wert. Was sind wir Priester anders, als unwürdige Werkzeuge des himmlischen Meisters? Und welcher Soldat wäre feige genug, die Fahne zu verlassen, wenn der oberste Kriegsherr, das Kreuz in der Hand und die Stirne mit einem Dornendiadem gekrönt, vor ihm hergeht, den Menschen Hilfe zu bringen?“

Diese Worte ergriffen mein Herz, Tränen der



Maria mit dem Jesukind von Janssen.



Rührung und höchsten Bewunderung füllten meine Augen. Der ehrwürdige Greis aber fuhr fort:

„Meine lieben Kinder, ich leite hier in diesen Wäldern eine kleine Herde eurer Brüder. Meine Hütte ist droben im Gebirge, nicht gar weit von hier. Kommt und wärmet euch bei mir! Ihr werdet zwar dort nicht allzu viele Bequemlichkeiten finden, doch ist es ein gastlich' Heim und gewährt euch ein schützend' Obdach. Wir müssen auch dafür der göttlichen Vorsehung danken, denn es gibt viele Menschen, die das nicht haben.“ —

Wie ein Blumengarten süßen Wohlgeruch ausströmte und mit seinem Dufte den stillen Wandersmann erfreut, so, mein Sohn, verbreiten die Gerechten himmlischen Frieden in ihrer ganzen Umgebung. Da stand er vor mir, der heiligmäßige Mann, der nichts Höheres kannte, als in Demut und aufopfernder Nächstenliebe seinem göttlichen Meister nachzufolgen, und ich fühlte, wie bei seinen Worten der Sturm sich legte in meinem Herzen und Ruhe zurückkehrte in meine Seele.

Das Ungewitter am Himmel hatte sich inzwischen verzogen und erlaubte uns, den Wald zu verlassen. Wir traten hinaus und folgten dem P. Missionär, der seinen Weg ins Gebirge nahm. Der Hund lief freudig voraus, bellte und schien sich zu freuen, daß er zwei verirrte Wanderer gefunden. Der edle Greis aber sprach auf dem Wege noch manch' belehrendes Wort und blickte zeitweilig zu uns zurück. Auf seiner Brust trug er das Zeichen des Heiles, ein Kreuz; sein Angesicht war blaß und eingefallen, und die tiefen Furchen auf seiner Stirn bekundeten, daß auch er schon viel Hartes und Bitteres hatte verkostet müssen. Wenn er mit seinen klaren, friedlichen Augen uns ansah, flößte er uns tiefe Ehrfurcht und kindliche Liebe zugleich ein. Heute noch sehe ich ihn im Geiste mit einem Stabe in der Hand und das Kreuz vor der Brust durch die Wildnis dahinziehen, ein lebendiges Bild des christlichen Wanderers auf Erden.

Nach etwa halbstündigem, ziemlich anstrengendem Marsche über das Gebirge kamen wir vor der Grotte des Eremiten an und traten in die kleine, etwas dunkle Wohnung ein. Während der gute Greis sich bemühte, ein Feuerchen anzuzünden, sah ich mich in der Behausung etwas um. Sie enthielt nichts als eine Matte von Melonenblättern, eine Kürbisflasche, um Wasser zu holen, einige hölzerne Gefäße und einen Spaten. An der Fensteröffnung hing in einem hölzernen Käfig ein munteres Vögelchen, und auf einem quadratförmigen Steine, der als Tisch diente, lag die hl. Schrift, das große Buch der Christen.

Als das Feuerchen lustig brannte, zerrieb er zwischen zwei Steinen Maiskörner, machte einen Brei daraus und überreichte uns das goldgelbe Gericht in einem Horngefäße. Hungrig, wie wir waren, griffen wir hastig zu. Nachdem wir uns gestärkt hatten, folgten wir dem Missionar vor die Grotte und ließen uns am Eingange nieder. Ein herrliches Panorama bot sich unserm staunenden Auge dar. Der Himmel war wieder heiter; nur im fernen Osten bemerkten wir noch einen Rest des Gewitters, und zuckte zeitweilig aus dunklem Gewölk noch ein greller Blitzstrahl auf. Es brannte ein Stück Wald zu unseren Füßen, aber der Sturm schwieg. Einige Fichtenstämme lagen am Fuße des Berges niedergedrückt und der schäumende Fluß rollte seine schmutzigen Wasser in wildem Laufe dem Ohio zu.

Nun begann Metha dem Diener Gottes unsere Geschichte zu erzählen. Unsere Leiden rührten ihn tief, und mehr als einmal rollte eine große Träne in seinen schneeigen Bart.

„Mein Kind,“ sprach er zu Metha, als sie geendigt, „opfere deine Leiden dem lieben Heiland am Kreuze auf! Er hat dich bis jetzt wunderbar gestärkt, und wird dir in Bälde die volle Ruhe wiedergeben. Seht, wie die Wälder rauchen, wie die Wasser zum Strombette eilen, und die Wolken sich zerteilen! Glaubet mir, der Herr, der einem solchen Unwetter gebietet, vermag auch einem bedrängten Menschenherzen rasch den Frieden zu geben.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort. „Wenn ihr keinen anderen Zufluchtsort habt, meine lieben Kinder, so biete ich euch einen Platz in meiner Missionsgemeinde an. Ich will Madonda, falls er es verlangt, im Christentume unterrichten, will ihn taufen und dir, Metha, zum Gatten geben, so er deiner würdig ist.“

Bei diesen Worten fiel ich dem Vater Missionär zu Füßen und vergoß Tränen der Freude; Metha aber wurde bleich wie der Tod. Der Greis hob mich mit Milde auf und erst jetzt bemerkte ich, daß seine Hände verstümmelt waren. Metha erkannte mit mir sofort die Ursache und rief unwillkürlich aus: „O diese Unmenschen!“

„Meine Tochter,“ erwiderte der Greis mit stillem Lächeln, „Was ist das im Vergleich zu dem, was unser göttlicher Meister für uns alle erduldet hat? Gewiß, die heidnischen Indianer hatten mich einmal an den Marterpfahl gebunden, allein ich liebe sie dennoch. Es sind arme Blinde, die Gott eines Tages erleuchten wird. Ich kehrte damals in mein Vaterland zurück, ein großer Fürst beehrte mich mit seiner Huld, und dennoch ließ es meinem Herzen keine Ruhe, ich mußte wieder zu den armen Wilden in die Niesenwälder Nordamerikas zurück. Der heilige Vater in Rom gab mir die Erlaubnis, auch mit diesen verstümmelten Händen das heilige Messopfer zu feiern, und so verbringe ich den Rest meiner Tage im Dienste Gottes. Ungefähr dreißig Jahre sind es jetzt, daß ich in dieser Einöde wohne, und morgen werden es gerade zwanzig Jahre, daß ich diese Grotte in Besitz genommen.“

Als ich hieher kam, fand ich nur umherschweifende Indianerfamilien, deren Leben elend und deren Sitten verwildert waren. Ich verkündete ihnen die frohe Botschaft des Heiles, und ihre Sitten besserten sich von Jahr zu Jahr. Jetzt leben sie vereint am Fuße dieses Gebirges und lieben mich als ihren geistlichen Vater. Ich habe auch nicht versäumt, sie mit den Künsten dieses Lebens vertraut zu machen, soweit sie derselben bedürfen. Unter Tags weile ich vielfach in ihrer Mitte, doch ziehe ich mich jetzt mit Vorliebe in diese Felsengrotte zurück, wohin sie kommen, meinen Rat zu erbitten. Hier auf diesem Gebirge, fern vom unruhigen Treiben der Welt, bewundere ich die Größe und Liebe Gottes und bereite mich allmählich auf den Tod vor, den meine alten Tage mir verkünden.

Als er dies gesagt hatte, sank er auf die Kniee nieder, und wir folgten seinem Beispiele. Mit lauter Stimme begann er ein Gebet, auf welches Metha antwortete. Die Natur war so schön und weihervoll. Im fernen Westen glühten die Wolken im Scheine der untergehenden Sonne, und ein leiser Abendhauch flüsterte in den Zweigen der Bäume.

Wir kehrten in die Grotte zurück, und der Eremit bereitete für Metha ein Lager aus Eypressenmoos. Sie schien sehr entkräftet zu sein, denn ihre Augen waren ohne Glanz und in all ihren Bewegungen zeigte sich eine auffallende Ermattung. Sie blickte den greisen Missionar an, als wolle sie ihm ein Geheimnis anvertrauen;



aber es schien sie etwas zurückzuhalten. War es nun meine Anwesenheit, oder eine gewisse Scham, oder die Nutzlosigkeit des Geständnisses? Ich weiß es nicht, kurz, sie schwieg.

Um Mitternacht hörte ich, wie sie sich von ihrem Lager erhob und hinausging. Sie suchte den Priester auf. Dieser aber hatte die Grotte verlassen und war auf die Spitze des Berges gestiegen, um dort in der Einsamkeit zum Herrn zu beten. Er sagte mir am andern Morgen, daß dies so seine Gewohnheit sei, selbst im Winter, falls es die Kälte erlaube. Aetha mußte also wieder zu ihrem Lager zurückkehren, wo sie nach einer Weile, schwer atmend, einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

## Katholische Heidenmission.

Der gegenwärtige Stand der katholischen Heidenmission wird von Vater D. A. Krose, S. J., in dem letzten Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ (Kath. Missions-Statistik) eingehend geschildert. Wir entnehmen der Gesamtübersicht, die er am Schlusse bietet, daß sich in den gegenwärtigen Missionen der katholischen Kirche insgesamt rund 8½ Millionen katholische Christen finden, und zwar in Asien 6 299 816, Australien und Ozeanien 170 044, Afrika 853 931, Amerika 998 092. Ungefähr zweifünftel Millionen (438 000) davon sind aus Europa in das Missions-Gebiet eingewandert oder Mischlinge von Europäern und Eingeborenen, während rund 8 Millionen (7 883 953) eingeborene Christen sind, die durch die katholische Missionstätigkeit für das Christentum gewonnen wurden.

Aber der Erfolg dieser katholischen Missionstätigkeit beschränkt sich nicht auf diese 8 Millionen neugewonnenen Christen, sondern erstreckt sich auch auf diejenigen Völkerschaften, die früher, seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen, durch die katholischen Missionen zum Christentum bekehrt wurden. Das Ergebnis dieser Missionstätigkeit, soweit es sich mit einiger Sicherheit feststellen läßt, beträgt rund 22 Millionen Christen (6 700 000 in Asien, 1 038 000 in Afrika, 14 250 000 in Amerika), sodaß sich eine Gesamtsumme von 30 309 963 oder rund 30½ Millionen ergibt.

Unter den 9 Millionen Neuchristen und Taufbewerbern wirken 12 305 Missionspriester, 9086 in Asien, 392 in Australien und Ozeanien, 1842 in Afrika, 985 in Amerika. Europäischer Herkunft dürften wohl mindestens 6000 sein, d. h. ungefähr die Hälfte der Gesamtzahl.

Vater Krose bemerkt dazu, das sei kein befriedigendes Verhältnis, da die Nachsendung von Missionären aus dem Auslande immer nur ein Nothelfer ist, dessen Fortdauer für die Zukunft der Missionen verhängnisvoll werden kann. Die Geschichte der in ihrem Bestande schwer geschädigten Missionen in Ostasien, Vorder- und Hinterindien hat das deutlich gezeigt. In vielen Missionsgebieten hat die Gründung von einheimischen Priesterseminarien eine erfreuliche Wendung zum Besseren herbeigeführt, aber es bleibt noch viel zu tun.

Die Zahl der Laienbrüder im Dienste der Mission dürfte sich im Ganzen auf etwa 6000 belaufen,

und die Gesamtzahl der Katechisten dürfte mindestens ebenso groß sein. Die Zahl der Schwestern muß man auf 18 000 annehmen (ermittelt wurden in Asien 11 996, Australien 531, Afrika 3688, Amerika 1089), sodaß die Zahl aller Missionshelfer mit 30 000 nicht zu hoch veranschlagt ist.

Die Zahl der Stationen ist mit 30 414 (25 157 in Asien, 547 in Australien, 3418 in Afrika, 1008 in Amerika) eher zu hoch als zu niedrig angegeben, da in vielen Fällen kleine Außenposten, in denen sich noch nicht einmal Raum für den Gottesdienst findet, als



Andachtsstunde.

Station gerechnet worden sind. Sonst könnte nicht die Zahl der Kirchen und Kapellen (in Asien 17 837, Australien 553, Afrika 3418, Amerika 928) um mehr als 7000 hinter derjenigen der Stationen zurückbleiben.

Ein Vergleich mit den protestantischen Missionen ist aus verschiedenen Gründen schwer. Die Gesamtzahl der eingeborenen Christen in den gegenwärtigen protestantischen Missionen kann auf 4 Millionen und mehr veranschlagt werden, allerdings einschließlich der Taufbewerber, die bei der Zahl für die katholischen Missionen nicht mitgerechnet sind. Bei ihrer Mitrechnung kommen die Katholiken auf mindestens 9 Millionen.

## Ein unfreiwilliges Bad.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

St. Joseph. — Am 5. November v. J. hatte ich Missionsarbeit zwischen Ladysmith und Mbulwane.